

sagte leise: „Kind, du hast's ihm vergütet und vergolten, daß er dir die Augen aufgetan, denn du hast sie mir geöffnet mit deinen Worten! Ich sehe, was mir zu tun blieb in dieser Welt!“

Wie viel das war, der Ferdl ahnte es nicht in seiner stolzen Glückseligkeit. Er hatte nur an den Hansi gedacht, daß der Hansi wieder froh werde. Das geschah. Die Mutter verbarg ihren Schmerz ganz zu tiefunterst in ihrem wehen Herzen, und obenauf kam sanfte Heiterkeit, liebevolle Fürsorge für das Kind. Ihre Seele war krank gewesen, umnachtet wie das Tal, in das die tiefen Gewitterwolken herniederhingen. Die waren nun zerrissen. Die Sonne, die Lebens- und Arbeitsluft, blickte wieder hinein. Ja, und was es da zu tun gab! Viele, viele arme, franke Menschen gab es in der Welt. Das hatte sie ja ganz vergessen! Das Augenlicht konnte sie ja Blinden nicht wiedergeben, wie ihr geliebter Mann es gekonnt, aber Schmerzen lindern konnte sie doch durch Pflege und Hilfe und Unterstützung. Sie war bald bei allen Armen und Kranken des Tales wohl bekannt.

Und auch ins weiße Haus kam wieder Leben. Die Freunde, die sie durch ihre trostlose Traurigkeit verschucht, lud sie nun herzlich ein. Mit leiser, bebender Stimme sang sie den liebsten von ihnen nach Jahren sogar die alten Lieder vor.

Und in die Berge ist sie auch wieder mit ihnen gewandert, ihren Hansi, den sie selbst unterrichtete, der ihre ganze Freude, ihr großes Glück und ihr Sonnenschein war, der wieder lachte und sie oft auch zum herzlichen Lachen brachte, an der Hand oder doch in ihrer Nähe.

Es war oft ein ganz glücklicher Menschenschwarm, obgleich sie alle trauerten, daß der Beste fehlte.

Am glücklichsten war der Ferdl. Der hatte zwar viel zu tun, denn die Frau Doktor wollte nun ihres Mannes Versprechen einlösen und ihn ausbilden lassen für einen schönen, hohen Beruf. Sie selbst gab ihm viele Stunden neben seinem Dorfschulunterrichte.

Aber wenn der Hansi bat: „Ferdl, komm mit in die Berge!“ da hatte der fleißige Bube doch immer Zeit.

Wie in alter Zeit glücklich und froh, trabte er den Spaziergängern nach. Und hinter ihm drein trabte seelenvergnügt sein treuer Pinsch.



Friedchens Uhr.

„Wir sind zehn in der neuen Klasse,“ erzählte die kleine Frieda Kotter nach dem ersten Schultage morgen in der Töchterschule, in die sie zu Ostern gekommen war, ihrer Mutter.

„Und denke nur, Mutter,“ fuhr sie voll höchster Bewunderung fort, „sieben davon haben eine Uhr!“

Sieben von zehn elfjährigen Mädchen schon Uhren! Die Mutter fand das auch sehr erstaunenswert und hoffte nur, Friedel habe die Uhren ihrer Mitschülerinnen nicht während des Unterrichts gezählt, worüber Friedel sie beruhigte.

„O nein! Schon lange, ehe die erste Stunde anfing! Ich wagte mich als Neue doch nicht zu setzen, eh' die Lehrerin kam. Und da hab' ich mir die andern gleich richtig angesehen. Bei uns in der Bürgerschule hatten doch nur zwei Uhren, die eine ging gar nicht. Und jetzt bei uns sieben! Ringe hatten sie selbstverständlich alle!“

Die Mutter schüttelte halb lachend, halb zürnend den Kopf.

„Wenn du dir deine Mitschülerinnen nur darauf angesehen hast, kennst du sie ja recht genau!“

Zum Glück war es nicht so schlimm.

Friedel konnte ehrlich sagen: „O nein! Doch nicht nur darauf!“ Sie hatte auch gesehen, daß eine der Mädchen ein rotes, schwarzbesetztes Kleid trug, genau wie ihres, daß eine darunter war mit einem wundervollen dicken Zopf und eine, — hier wurde Friedchens Stimme traurig und bewegt — eine gerade mit einem so sehr lieben Gesicht — die ein kohlschwarzes Kleid trug und eine kohlschwarze Schleife in den Haaren, und die ganz blaß war, — „Geddy heißt sie,“ — deren Bruder war in der letzten Woche gestorben. „So traurig, Mutter! Nicht? Man kann's gar nicht ausdenken. Denke, Mutter, und sogar ihre Uhr trug diese arme, kleine Geddy an einem wohl fingerbreiten, kohlschwarzen Bande. Man sah erst gar nicht, daß es eine war. Und sie war auch beinahe schwarz, die Uhr, ganz dunkelgrauschwarz. Ob solche Uhren wohl recht billig sind, Muttmchen? Billiger als silberne?“

Die Mutter sagte, das wisse sie wirklich nicht, und sie glaube kaum. Und Friedchen solle nun endlich einmal

aufhören, an diese eine Sache, diesen einen Wunsch zu denken, der sich ihr in den nächsten Jahren doch nicht erfüllen werde. So kleine Mädchen brauchten keine Uhr, und so wenig reiche Regierungsrat-Eltern mit sechs Kindern könnten auch keine kaufen. Die hätten genug zu sparen und zu denken, daß sie ihre lieben sechs kräftig nähren, gut kleiden und in die besten Schulen schicken könnten.

Friedel sagte, ihr neues, zierliches Schulkleidchen wohlgefällig betrachtend, in ihrer etwas altklugen Art: „Nicht bloß gut kleiden, sondern auch so wunderhübsch! Du liebe, gute, fleißige Mama, du machst alles so einzig nett! Ich bin ja auch so froh und zufrieden. Aber einen Lieblingswunsch haben doch alle Leute! Dafür kann man doch nichts. Mein Lieblingswunsch ist eben eine Uhr. Wenn er sich auch nie erfüllt, ich kann's schon aushalten. Nur daran denken muß ich oft, wie glücklich ich wäre, wenn ich eine hätte! — — Die Brüder können doch eigentlich recht froh sein —“

Die „Brüder“, damit meinte Friedel immer die beiden Großen, den siebzehnjährigen Heinz und den fünfzehnjährigen Kurt. Die drei kleinen, die nach ihr im Alter kamen, nannte sie zum Unterschied „die Jungen“. Von den Brüdern besaß der ältere eine mächtig große Silberuhr, die er sich „alt“ von zusammengespartem Taschen- und Weihnachtsgeld gekauft hatte, der jüngere ein zartes Silberührchen aus der Mutter Mädchenzeit, mit feinem Ticktack und überhaupt sehr feiner Art, so daß es zu dem etwas zarten und feinen Jungen paßte.

Es war Friedchens Lieblingsbruder und ganz besonderer Freund, dieser braunlockige Kurt. Er genierte

sich nicht, es offen auszusprechen, sein Schwesterchen sei das netteste Mädel in der ganzen Stadt. Er besprach seine Briefmarken- und Steinsammlungsfachen mit ihr und hatte ihr zu ihrem letzten Geburtstag einen riesigen Schmuckkasten aus Laubjägerarbeit gemacht, in dem Friedchens einzige kleine Silberbrosche jede Nacht feierlich auf rosa Watte lag.

Friedchen vertraute ihrem Kurt auch ruhig an, was sie trotz Mamas Vorstellungen jeden Abend dachte: wie gut in dem Kasten auf der vielen Watte doch ein Uhren noch Platz hätte.

Sie fragte Kurt, ob er nicht glaube, daß man ganz kleine, vielleicht unechte Uhren oder Eisen- oder Messinguhren schon für drei Mark bekommen könne. So viel könne sie sich schon mit dem vorhandenen Schatz von ihrem Taschengeld in einem Jahr zusammensparen, wenn sie niemand ein Geschenk kaufe. Kurt riet aber doch lieber zu Geschenken. Von unechten Uhren habe er noch nichts gehört, und an Messing- und Eisenuhren glaube er nicht.

So blieb Friedchen nichts übrig, als sich zu fügen. Sie tat es sanft und lieb. Höchstens einen Seufzer gab es dann und wann, wenn sie zu irgend etwas ein wenig zu spät gekommen war.

„Bei meiner Uhrlosigkeit kann ich doch die Zeit nicht so genau wissen!“

* * *

Es war etwa drei Wochen vor Weihnachten, als Mutter mit geheimnisvoll frohem Gesicht den aus der Schule heimkehrenden Kurt leise flüsternd zu sich ins Zimmer rief.

„Was gibt es denn?“ fragte Kurt ebenso leise und sah die Mutter mit seinen strahlenden, braunen Augen erwartungsvoll an.

Nun ward der Flüster-ton der Mutter noch mehr piano. Sie beugte sich an Kurts Ohr und sprach, leise wie ein Hauch:

„Friedchen bekommt zu Weihnachten eine Uhr!“

Kurts erste Äußerung war ein lautes „Nein!“

Damit meinte er, diese Freude für sein Schwesterchen sei zu groß. Das sei einfach nicht zu glauben.

Die Mutter sagte, übers ganze liebe Gesicht lachend, aber nicht nur „Ja, ja! Doch, doch!“ sondern sie fügte mit leiser Geheimnisstimme auch noch hinzu:

„Eine goldene!“

Kurt sagte darauf: „Erlaube, Mutter!“ und wie aus der Pistole geschossen warf er sich aufs Sofa und streckte mindestens fünf Minuten lang beide Beine kerzengerade in die Höhe.

„Ich muß mich fassen!“ sagte er, diese ungewöhnliche Stellung erklärend, in der er auch übrigens nicht stumm blieb.

„Großartig! Überaus und durchaus großartig einfach! Friedchen jetzt eine goldene Uhr! O, was die sagen und anstellen wird! Ich freue mich tot, Mutter! Zeig sie mir! Zeig sie mir! Ich kann's sonst nicht glauben!“

„Närrischer Kerl du!“ sagte die Mutter und schloß

lachend ihren Schreibtisch auf, nachdem sie alle drei Türen des Zimmerchens fest und sorglich verriegelt hatte. In der Ecke des Schubfachs lag in einem winzigen, weißen Kästchen das Wunder.

Die Mutter erklärte ihrem Sohn sofort im Wisper-ton seine Herkunft.

„Es ist Tante Kathrinchens alte Uhr. Denke nur! Nachdem der Streit um ihre Erbschaft jetzt beendet ist, haben alle ihre näheren Verwandten Geld, die ferneren, wie wir, die Andenken erhalten, die sie ihnen in ihrem Testament bestimmt hat. Mir bestimmte sie diese Uhr!“

„Und die bekommt Friedchen?“

Kurts Jubel kannte nun angesichts der goldenen Wirklichkeit gar keine Grenzen. Er betrachtete und untersuchte das Uhrchen, als hätte er nie zuvor eins gesehen. Es war von der alten Art, mit einem goldenen Schlüsselchen aufzuziehen. Auf seinem Deckel befand sich in schwarzem Emaillegrund ein kleiner, goldener Zweig mit sechs Beeren aus winzigen, kugelförmigen roten Steinchen. Kurt wollte die Uhr nun auch noch öffnen, das Werk besehen. Davon hielt die Mutter ihn aber ab. Die Uhr sei zart, sehr alt. Und so sehr vorzüglich schlössen die Deckel ja nicht mehr.

Kurts Vergnügen störte das nicht. Er müsse Friedchen jetzt rasch einmal ein bißchen lieb haben, sagte er und stürmte aus dem Zimmer gerade mit scharfem Anprall — Nase an Nase — gegen Friedchen an. Sie kam eben im beschneiten Pelzmützchen aus der Schule nach Haus. Absperrern und Flüstern wäre also nicht gerade nötig gewesen. Doch war jedenfalls beides wunderhübsch.

Kurt wahrte sein Geheimnis natürlich gegen Friedchen.

Die Mutter hatte es ihm nicht extra gesagt, weil sie wußte, daß das nicht nötig war. Ob er Heinz die Neuigkeit mitteilen dürfe, hatte er gefragt. Ja, er dürfe. Heinz nahm alle Dinge etwas ruhiger als er und war nicht in so hohem Grade überwältigt. Aber seine Freude war bieder, echt und groß, und natürlich schwieg auch er gegen die Kleine. Auch Auguste, die Köchin, die Kurt gleichfalls mit der Mutter Erlaubnis eingeweiht hatte, schwieg bis auf die unbestimmte Andeutung: „Friedel, was du zu Weihnachten kriegst, das errätst du nicht, und wenn du zehn Jahre rätst!“

Friedel riet es auch nicht. Eine Uhr hatte sie einmal ganz entfernt gedacht, aber als zu herrlich nicht richtig fertig zu denken und nicht auszusprechen gewagt.

Sie freute sich nun so ganz besonders auf Weihnachten. Etwas Wundervolles, das merkte sie, lag jedenfalls in der Luft. Alle waren so gut zu ihr, blickten sie so eigentümlich an, — so gerührt.

So hätte er sich noch nie auf Weihnachten gefreut, meinte auch Kurt. Sonderbar, er dachte dabei gar nicht an seine eigenen Sachen. Die eigenen Wünsche hatte er beinahe vergessen. „Nein, das Kind, was die für Augen machen wird!“ sprach er zuweilen fast väterlich vor sich hin. Darauf waren alle gespannt. Mutter, Vater, Söhne, Köchin, Kindermädchen, die nun auch schon wußte, Friedchen bekäme eine goldene Uhr.

Friedchens Augen konnten so leuchten, so blitzen und strahlen. Sie waren groß und blau. — Was sie für Augen machen wird? Als die Bescherungsklingel

am Heiligen Abend klang, dachte Kurt auch nur dieses Allereinzige.

* * *

Gar keine! hätte man sagen können. Sie deckte sich nämlich mit beiden Händchen die Augen fest zu, als sie unter seligem Erschrecken die Uhr auf ihrem Platz erblickt hatte, hielt sich die Stirn, das ganze Köpfchen, bebte am ganzen Körper, schrie in einem fort: „O nein! O nein! O nein! Eine goldene! Das kann nicht sein!“

Es dauerte lange, bis sie sich faßte. Kurt tat sein möglichstes, sie zu beruhigen. Er hing ihr das Uhrchen, das eine kleine, dünne, schwarze Seidenschnur bekommen hatte — Kurts Geschenk — um, damit sie ihr Glück erfasse. Und dann verglichen sie beide an ihren Uhren die Zeit.

Da wich endlich Friedels Erstarrung. Da brach der Jubel los.

Nun fand der aber auch kein Ende. Alle fünf Geschwister freuten sich zusammen nicht so über ihre Geschenke wie Friedchen über ihre Uhr. Ein seliger Ausdruck lag auf Friedchens Gesicht. Ihr lieber Wunsch erfüllt, — so herrlich, über alles Hoffen und Erwarten erfüllt! Sie hing abwechselnd an Vaters und Mutters Hals mit immer neuen, innigen Dankesworten. Jedem der drei Jungens einzeln zeigte sie sogar die Uhr. Jeder durfte ihr Ticktack einmal hören. Und durch die lichterhelle Weihnachtsstube klang's immer wieder von allen Seiten: „Friedchen, bitte, welche Zeit ist's denn? Willst du nicht so gut sein und mal nachsehen?“

Wie gern wollte sie's immer wieder! Sie konnte sich ja nicht sattsehen an ihrer lieben Uhr! Wenn man sie aus dem Gürtel zog, nachsah, das war ein so eigenes Gefühl! Feierlich schön!

Und daß die Uhr ein Schlüsselchen hatte zum Aufziehen, das war noch etwas so Besonderes.

„Das Schlüsselchen kann man heraushängen lassen, da sieht es jeder, daß man eine Uhr hat,“ fand sie.

Zum fünfzigsten Mal hatte sie in den nächsten zwei Stunden gewiß nach ihrer Uhr gesehen.

Eben tat sie's wieder und sah mit todblassem Gesicht dann tief erschrocken um sich.

„Meine Uhr steht!“ rief sie entsetzt.

Das war allen unbegreiflich. Vor der Bescherung war sie aufgezogen worden.

„Es war zu schön! Sie ist entzwei!“ schrie Friedchen. So schlimm war es aber nicht. Als Kurt die Uhr aufzog, ging sie ruhig wieder weiter.

Das war eine Eigenart dieser Uhr, die sich erst am andern Tag ganz klar herausstellte. Sie ging richtig, mit klarstem Ticktack, aber immer nur zwei Stunden. Das hing wohl mit einem Knacks in der Feder zusammen, meinte ruhig Heinz. Er und Kurt trösteten Friedchen, die erst ganz verzweifelt war. Und Friedchen fand in-folge ihres Zuredens auch wirklich, an einer derartigen Uhr habe man eigentlich noch mehr Vergnügen als an einer andern. Das Aufziehen war so hübsch. Und in der Schule konnte man es ja gerade immer in die Freistunde verlegen. —

So ging Friedchens Gefühl hin und her zwischen Glück und Schreck über die Uhr in den nächsten Tagen.

Einmal hatte die geliebte Uhr trotz des Aufziehens nach den abgelaufenen zwei Stunden doch nicht gehen wollen.

Da war Friedchen, an allen Gliedern zitternd vor Schreck, zur Mutter gekommen. Die hatte aber nur ein klein bißchen zu schütteln gebraucht, da war alles in Ordnung. Sie ging.

Friedchen sagte: „Mutter, weißt du, ich fühle mich ordeutlich matt, so war ich jetzt eben wieder erschrocken.“

Einen halben, runden Pfefferkuchen gab ihr die Mutter zur Stärkung. Friedchen sagte so recht innig: „Du gutes Muttmchen!“

Leider brachte derselbe Tag einen noch schlimmeren Schreck.

Friedchen war mit den Brüdern aufs Eis gegangen. Zum Vesperkaffee, halb sechs, kamen sie alle drei zurück; Friedchens helle Zwitscherstimme hörte man schon, als sie alle drei noch auf der Treppe waren, dann im Korridor, wo die Brüder ihr unter Scherzen das engärmliche Mäntelchen auszogen.

Da aber verstummte die helle Stimme auf einmal.

Ein schriller Schreckenschrei klang durchs Haus, und im nächsten Augenblick schon stürmte Friedchen zur Mutter herein, sich mit beiden Händen den Kopf haltend, wie damals am Weihnachtsabend, und fassungslos wie damals, auch nur immer sagend: „O nein! O nein! O nein! — Es kann nicht sein! Es kann nicht sein!“

„Was denn?“ rief die Mutter bestürzt, in höchster Angst.

Kurt und Heinz schrien laut einstimmig über Friedchen weg: „Sie hat ihre Uhr verloren!“

Laut aufschreiend flog Friedchen an der Mutter Hals: „O Mutter!“

Die Sache ward nun genau untersucht, während Friedchen in Tränen fast zerfloß. Ja, die Uhr war weg! Die Schnur, an der das Schlüsselchen noch hing, war zerrissen; er habe sie wegen Geldmangel im billigen Laden unten an der Ecke für fünf Pfennig gekauft, gestand Kurt auf der Mutter Fragen beschämt.

Er und Heinz rannten spornstreichs auf die Eisbahn zurück in der Hoffnung, auf dem Wege oder dort die Uhr zu finden. Das Eintrittsgeld werde unter solchen Umständen nicht noch einmal bezahlt werden müssen, hofften sie. Diese Hoffnung aber trog. Eintritt ist Eintritt, auch ohne Schlittschuhe, nur zum Uhrensuchen, hieß es. Nur einer, Heinz, der schärfere Augen hatte, bezahlte infolge dessen das Geld, während Kurt den Weg noch einmal, leider vergeblich, absuchend wieder nach Hause schritt.

Es war gut, daß er kam. Denn Friedchen war so in Tränen gebadet, so unglücklich und verzweifelt über ihre Unachtsamkeit, daß aller Trost der Mutter und des inzwischen heimgekehrten Vaters nichts über sie vermochte.

Kurt erreichte ein klein wenig Beruhigung, als er schilderte, wie Heinz alle seine Freunde auf der Eisbahn zum Suchen aufgerufen, wie er mit der lauten Stimme über die ganze Bahn weggeschrien habe: „Uhr verloren!“

Gewiß brächte er sie heim.

Darauf war nicht zu hoffen, als man nach einer halben Stunde Heinz leise wie in Filzschuhen angeschlichen